

(Nachdruck verboten.)

4) Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Stiefel? — Wie die Kinder der Bauern haben? Ordentliche Stiefel mit hohen Schäften? Unaufhörlich während des Heimwegs sprach Babel die Worte: „ordentliche Stiefel“ vor sich hin, sie klangen märchenhaft. Er vergaß darüber, daß er sich vorgenommen hatte, den Arnost zu prügeln, er stand am nächsten Morgen vor der Tür der Schule, bevor sie noch geöffnet war, und während der Stunde plagte er sich mit heißem Eifer und verachtete die Mühe, die das Lernen ihm machte. Er verachtete auch die drastischen Ermahnungen Virgils und seines Weibes, die ihn zwingen wollten, statt zum Vergnügen in die Schule, zur Arbeit in die Fabrik zu gehen. Freilich mußte dies im geheimen geschehen; zu offenen Gewaltmaßregeln zu greifen, um den Buben im Winter vom Schulbesuch abzuhalten, wagten sie nicht; das hätte gar zu auffällig gegen die feinetwegen mit der Gemeinde getroffene Uebereinkunft verstoßen.

Sieben Tage vergingen, und am Nachmittage des letzten kam Babel nach Hause gerannt, in jeder Hand einen neuen Stiefel.

Winka war allein, als er anlangte; sie beobachtete ihn, wie er das blanke Paar in den Winkel am Herd, sich selbst aber in einiger Entfernung davon aufstellte und in stille Bewunderung versank. Freude vermochten seine vergrämten Züge nicht auszudrücken, aber belebter als sonst erschienen sie, und es malte sich in ihnen ein plumpe Behagen.

Einmal trat er näher, hob einen der Stiefel in die Höhe, rieb ihn mit dem Ärmel, küßte ihn und stellte ihn wieder an seinen Platz.

Aus der Stube erscholl ein Gelächter, Winka trat auf die Schwelle, lehnte sich mit der Schulter an den Türpfosten (eine Tür gab es zwischen der Stube und dem Eingange nicht) und fragte:

„Wo hast Du die Stiefel gestohlen, Du Spitzbub?“

Er sah sich nicht einmal nach ihr um, von Antworten war gar keine Rede. Winka jedoch wiederholte ihre Frage so oft, bis er sie endlich anstellte:

„Gestohlen! ja just gestohlen!“

„Du Esel,“ murmelte sie, „siehst Du? jetzt sagst Du's selbst.“

Der Blick ihrer begehrliehen grauen Augen wanderte abwechselnd von den Stiefeln zu den eigenen nackten, hübsch geformten Füßen. Babel hatte sich auf die Erde gekauert neben sein neues köstliches Eigentum; es war ihm, als müsse er es beschützen gegen eine nahende Gefahr, und er machte sich gefaßt, ihr zu begegnen. Winka neigte den Kopf auf die Seite, lächelte den Burschen, der drohend zu ihr empor sah, plötzlich an und sprach mit einschmeichelnder Stimme:

„Geh, sag mir, woher hast sie?“

Er wußte nicht, wie ihm geschah. In dem Ton hatte er die Winka vor kurzem zum Peter sprechen hören, der ihr Liebhaber war. Heiße Wellen wogten auf in seiner Brust; er verschlang seine reizende Hausgenossin mit den Augen und meinte, was ihn da mit ungeheurer Macht angepaßt hatte, sei die Lust, auf sie loszustürzen und sie — durchzuprügeln. Dabei jedoch rührte er sich nicht, öffnete nur ganz willenslos die Rippen und sprach:

„Der Herr Lehrer hat sie mir gegeben.“

Winka begann leise zu lachen. „O je — der! Wenn Du sie von dem hast, dann hast Du nichts.“

„Was — nichts?“

„Run — nichts! Wenn Du morgen aufwachst, sind die Stiefel weg.“

„Weg? . . . Warum nicht gar!“

„Ja, ja was der Lehrer schenkt, hält sich nicht über Nacht. Du weißt ja, daß er ein Hexenmeister ist.“

Babel geriet in Eifer: „Ich weiß, daß er kein Hexenmeister ist.“

Das Mädchen warf verächtlich die Lippe auf. „Du Dummkopf! Er war drei Tage tot und im Sarge. War er nicht? Und weiß nicht jedes Kind, daß einer, der drei Tage

tot gewesen ist, in die Hölle hineingeschaut und dem Teufel eine Menge abgelernt hat?“

Babel starrte sie sprachlos an; ihm begann zu gruseln. Sie gähnte, drückte die Wange an die emporgezogene Schulter und sagte nach einem Weilschen so nachlässig, als ob sie eine ihr langweilig gewordene, hundertmal erzählte Geschichte wiederhole:

„Der alten blinden Marska, die im vorigen Jahr bei uns gestorben ist, hat er auch ein Paar Schuhe geschenkt. Sie hat sie am Abend vor's Bett gestellt, und wie sie am Morgen hineinfahren will, tritt sie statt in die Schuh auf eine Kröte, so groß wie eine Schüssel.“

Babel schrie auf: „Das ist nicht wahr!“ Heiß und kalt wurde ihm vor Zorn und Angst, und plötzlich schossen Tränen ihm in die Augen.

Winka streifte ihn mit einem Blick voll Geringschätzung und kehrte in die Stube zurück.

Am dem Abend suchte Babel sich des Schlafes zu erwehren; er wollte seinen Schatz bewachen; er betete auch ein Vaterunser nach dem anderen, um die bösen Geister zu bannen. Trotzdem sank er endlich doch in Schummer, und als er am nächsten Morgen erwachte, hatte Winkas Prophezeiung sich erfüllt — die Stiefel waren verschwunden.

4.

Babel verlor kein Wort über sein Unglück. Als Winka ihn schelmisch lachend fragte, wo seine Stiefel wären, führte er einen so derben Schlag nach ihr, daß sie schreiend davonlief. Auch die Erkundigungen seiner Schulkameraden fertigte er mit Prüfen ab; die ärgsten erhielt Arnost, der ihn dafür beim Lehrer verklagte. Damit war aber nichts getan, denn es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des letzteren, daß er gleich stotter wurde, wenn einer seiner Zöglinge sich über den anderen beschwerte. Eine Woche verfloß, Babel erschien nicht mehr in der Schule; er ging aus freien Stücken in die Fabrik und arbeitete dort von früh bis abends. Mehrmals schickte der Lehrer nach ihm, und da es vergeblich blieb, begab er sich endlich in eigener Person nach der Wohnung Virgils, um den Buben abzuholen. Das Weib des Hirten empfing ihn und verblüffte ihn, bevor er noch den Mund öffnen konnte, durch die lauten Ausbrüche ihres Zammers. Nach fünf Minuten war dem Lehrer, als ob er unter einer Traufe stände, aus der statt Regentropfen Schrotkörner auf ihn niederbagelten. Ihm wurde ganz wirt in seinem müden und schmerzenden Kopf.

Die Frau rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen ihres Leiden an. Nein, sie hatte nicht geahnt, was sie sich aufhakte, als sie darenin gewilligt, das Kind des Gehenken und der Buchhändlerin bei sich aufzunehmen. Viel war ihr im Leben schon begegnet, aber etwas so Schlechtes wie der Bub noch nie. Jedes Wort aus seinem Munde ist Trug und Verleumdung. Erzählt er nicht, daß seine Pflegerktern ihn abhalten, in die Schule zu gehen, und daß sie den Wochenlohn einstecken, den er in der Fabrik verdient?

Von Entrüstung hingerissen, setzte sie hinzu, die bösen Augen weit geöffnet und bedeutungsvoll auf den Alten gerichtet:

„Redet er nicht noch ganz anderen, als uns armen Leuten, mit Respekt zu melden, graufige Dinge nach?“

Der Lehrer hatte sein Taschentuch gezogen und drückte es an den kahlen Scheitel. Er kannte die Gerüchte, die über ihn im Schwange waren, und es bildete den Zwiespalt in ihm, daß sie ihn manchmal verdrossen, und daß er sich ein anderes Mal einen Späß daraus machte, sie zu nähren. Heute war das erstere der Fall; er winkte abwehrend:

„Still, still! Halte Sie Ihr Maul.“

„O Jesus Maria, ich!“ rief das Weib, „ich red nicht! Ich möcht mir lieber die Zunge abbeißen . . . Keinen Pfifferling sollten sich der Herr Lehrer mehr kimmern um den schlechten Buben, sag ich nur . . . Die schönen Stiefel! Nicht zwei Tage hat er sie gehabt.“

„So, wo sind sie?“

Die Virgilova (wie sie im Ort genannt wurde) ergoß sich in einen neuen Redeschwall: Wo die Stiefel geblieben seien, müsse der Lehrer den Juden fragen, dem der Bub sie vermauschelt habe. Der Jud werde freilich nichts davon

Wissen wollen, zerkerte sie, und Sabrecht, böllig betäubt, hielt sich die Ohren zu und trat den Rückzug an. Nach einigen Schritten jedoch blieb er stehen, wandte sich und befahl der Frau, Babel morgen ganz gewiß in die Schule zu schicken. Sie versprach, den Auftrag zu bestellen und tat es, indem sie Babel am Abend mitteilte, der Herr Lehrer sei dagewesen und ließe ihm sagen, nicht mehr unter die Augen solle er ihm kommen.

Die Ermahnung war überflüssig; Babel wich ohnehin dem Schulmeister auf hundert Schritte aus. Der Binska hingegen lief er nach und gehorchte ihr wie ein knurriger Hund, der, unzufrieden mit seinem Herrn, immer zum Aufruhr bereit ist und sich doch immer wieder unterwirft. Was sie wollte, geschah; er besorgte ihre Botengänge; er stahl für sie Holz aus dem Walde, Eier aus den Scheunen der Bauern; sie verstand, sich ihn böllig zu unterwerfen.

Indessen, was ihn auch beschäftigte, wohin er auch wanderte — eines vergaß er nicht, e i n e n Umweg scheute er nie und niemals; Tag für Tag kam er ans Tor des Schloßgartens und spähte in den Hof hinein und starre die Fenster des Hauses an. Anfangs mit sehnsüchtiger Hoffnung im Herzen, später, als ihm diese allmählich erloschen war, aus alter Gewohnheit.

Eines schönen Mainachmittags fand er, als er an seinen Beobachtungsposten trat, zu seiner höchsten Ueberraschung das Gartentor offen. Unter den Säulen der Einfahrt stand die Equipage der Frau Baronin, eine geschlossene Kalesche mit dicken Fliegenschimmeln bespannt. Die Dienerschaft drängte sich grüßend und knugend um den Wagen, auf dem ein Koffer aufgebunden war. Nun flog der Schlag krachend zu, der Lakai sprang zum Kutscher auf den Bock, der schwere Kasten schwankte auf den Schneckenfedern, das Gefährt setzte sich in Bewegung. In kurzem Trabe umkreiste es den Hof, bog ganz langsam um die Ecke am Torpfeiler und rollte der Straße zu. Babel hatte einen Blick in das Innere des Wagens gemorfen und war zurückgefahren wie geblendet. Er preßte das Gesicht an die Mauer; er schloß die Augen und sah dennoch wieder — sah mit den geschlossenen klar und deutlich, was er eben mit seinen offenen Augen gesehen: — die Frau Baronin war nicht allein in ihrem wunderbaren Wagen; neben ihr saß ein kleines Fräulein, in schönen Kleidern, mit einem Hütlein auf dem Kopfe und hatte wohlbekannte, hatte die Züge Miladas, aber so runde und rosige Wangen, wie seine Schwester nie gehabt.

Blöthlich richtete der Bursche sich empor und sprang in tollen Sätzen dem Wagen nach. Der hatte abermals eine Wendung gemacht und glitt mit eingelegtem Radschuh im Schritt der dicken Schimmel den Abhang des Schloßberges hinab. Babel lief quer über das grüne Feld, lief der Kalesche voraus und erwartete sie, am Wegrain aufgestellt, pochenden Herzens. Sie kam quetschend und rasselnd heran, und der Junge streckte sich, guckte und erblickte abermals die liebliche Erscheinung von vorn. Und jetzt war auch er gesehen worden, ein Freudenjauchzen drang an sein Ohr, die Stimme Miladas rief: „Babel, Babel!“ . . . Mit solchem Ungestim warf das kleine Mädchen sich ans Fenster, daß die Scheibe klirrte und in Stücke brach. Sogleich hielt die Karosse, und der Bediente schickte sich an, vom Bock zu steigen. Hastig befahl die Baronin: „Sitzen bleiben! Vorwärts, jagt den Buben fort!“ Die Peitsche knallte um Babels Kopf, und drinnen im Wagen erscholl lautes Jammergeschrei . . . Dazwischen ließ ernstler, liebevoller Zuspruch sich vernehmen. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mantelfahrer.

Nach alten Akten von Dr. Otto Schmeizer.

„Nachdem Paul Schwanus, ein Knab von vierzehnthalb Jahren, Hans Grünwald von neun Jahren, Paul Dippert von elf Jahren und Nikolaus Schwand auch elf Jahre, des Mantel-Fahrens und anderer Hexerei-Sachen beschuldigt worden, seind solche bei dem Cent. Amt in Verhaft gebracht, auf folgende Punkte vernommen und ihre Aussage niedergeschrieben worden.“

So lautet wörtlich das erste Aktenstück eines Prozesses, der am 16. Juni 1632 in Koburg gegen die obengenannten vier Knaben angestrengt wurde und der mit der Hinrichtung des ältesten durch das Schwert endete, nachdem die juristische Fakultät in Leipzig das Todesurteil ausgesprochen hatte. Der seltsame Prozeß, der nicht leicht seinesgleichen gehabt hat, wirft ein grelles Licht auf die Zustände der damaligen Zeit, namentlich aber auf die ungeheuerliche Verblendung gelehrter Juristen, die es fertig brachten, einen unmündigen Knaben wegen Hexerei zum Tode zu verurteilen. Im

übrigen waren die Hexenprozesse in jenen Tagen nicht eben selten; doch fielen ihnen zumeist nur Weiber zum Opfer. Der Hauptpunkt der Anklage richtete sich gegen das sogenannte Mantelfahren, eines Aberglaubens, der weite Kreise beherrschte. Die Leute, die diese „Kunst“ zu verstehen meinten, waren keineswegs sämtlich Schwindler, sondern, vielfach hysterisch veranlagt, glaubten sie selbst daran und schilderten die Erlebnisse, die ihre Phantasie ihnen vorpiegelte, mit voller Ueberzeugung in allen Einzelheiten. Auch die vier in diesem Prozeß angeklagten Knaben legten ein Geständnis ab; das selbst dann noch wunderbar erscheint, wenn ihm mit der Folter nachgeholfen ist.

Den Knaben wurden zwanzig Fragen vorgelegt, die sie mehr oder minder ausführlich beantworteten. Fragen und Antworten befinden sich in den Akten. Am meisten interessieren die Aussagen des Paul Schwanus, der der Lehrer seiner Genossen in der Zauberei gewesen sein soll. Es ist fast unglaublich, wohin sich die irregeleitete Phantasie des ganz im Sinne des Aberglaubens stehenden Kindes verfliegen hat. Zunächst gestand Paul Schwanus zu, daß er mit „Hexerei“ befaßt sei. Auf die Frage, was Hexerei sei, gab er folgende Antwort: „Daß ich mitgefahren bin in den Keller, auf den Berg, da ein Tanz gewesen. Danach bin ich mit dreien Buben (seinen Mitangeklagten) gefahren nach Venedig und auf die Walpurgisnacht auf den Tägners Berg, da sie zuvor gefehret, nämlich ein verummumter Mann, so hernach voran getanzt und zwei brennende Fackeln, in jeder Hand eine, gehabt, und zwei Weiber, so mit ihm getanzt. Darnach haben wir, ich und meine Leute, Pulver gehabt, und wenn wir es auf die Gassen gestreuet, sollten die Leute davon sterben, und das ist Hexerei.“ Dann erzählte er ausführlich, wie er diese Kunst erlernt. Es sei, so erklärte er, zwei Jahre her, da habe ihn seine Ruhme Babel auf einen Ader vor dem Steintor geführt. Sie habe ihm diesen Ader versprochen, wenn sie stürbe, sobald er tun wolle, was sie ihm befehle. Er mußte sich darauf auf einen Mantel setzen und fiel zwar das erste Mal herunter, als dieser in die Luft ging, das zweite Mal gelang es ihm indessen schon, eine große Strecke zu fahren. Nach dieser ersten glücklichen Fahrt sei er mit seiner Ruhme heimwärts in deren Stüblein gegangen, wo sie ihm zunächst ein Zauberbüchlein schenkte. Ueber die weiteren Vorgänge berichtete er folgendermaßen: „In dem Stüblein neben ihrem (der Ruhme) Bettlein saßen zwei Männer, der eine hatte einen Rostkopf und rote Hosen und einen Kuh- und einen Hühnerfuß, der andere aber war rot unterm Gesicht und hatte ein Schwedenhütlein aufgestülpt, hatte auch einen Pferdefuß mit einem Hufeisen und hing ihm das Haar fein unten hinten am Fuß, der andere war ein Menschenfuß. Diesen Männern mußte ich die Hand geben, daß ich unsern Herrgott beschwören sollte, hingegen gaben sie mir Geld, einen Taler und einen roten, den ich um neunzehn Baken gewechselt. Darnach brachte mein Wühmlein Wein, und tranken wir herum; mein Wühmlein trank zuerst und bracht's dem roten Manne, derselbe brachte mir's und ich's dem mit dem Pferdeloß, der die Kanne bald ganz ins Maul gesteckt. Den andern Tag mußte ich wieder zu meiner Ruhme kommen; da führte sie mich in die Kammer zum roten Manne, und gab mir der Mann in einem schwarzen Schächtlein Pulver von bläulicher Farbe, meine Ruhme aber gab mir in einem grünen Büchlein, so oben mit weißem Pergament zugemacht, eine weiße Salbe. Wenn ich dieselbe auf den Mantel schmerte und denselben in Teufels Namen in die Höhe fahren ließ, so fuhr solcher in die Höhe. Das Pulver habe ich hinter der Mauer bei des Geishirten Hans ausgestreuet, davon ist eine schwarze Kuh mit einer weißen Blässe gestorben.“

Und nun spannt der Junge seine Legende immer weiter. Er gab zu Protokoll, daß er den Mantel erst geschmietet habe, und in „der Herberlein Keller“ gefahren sei, wo er Wein getrunken. Auch andere Fahrten habe er gemacht, nicht nur in die Umgegend, sondern bis nach Venedig. Er schilderte auch die Walpurgisnacht, zu der er auf dem Mantel fuhr, während seine Ruhme auf einer Gabel neben ihm ritt. Auf dem Berg, wo die Nacht gefeiert wurde, ging es lustig zu. Zuerst kehrten die Hexen den Berg, „darnach, wenn sie einen Reigen getanzt, trinken sie, und zuletzt, wenn sie lange getanzt haben, laufen sie stubenweit boneinander, springen gegeneinander, pattschen mit den Händen und darnach fahren sie weg.“

In ähnlicher Weise sagten die übrigen Knaben aus, wiewohl sie, wie aus den Akten hervorgeht, einzeln vernommen wurden. Der Stadtmedikus zu Koburg, der dem „gütlichen Verhör“ beigewohnt hatte, stellte in seinem Gutachten fest: „Hab' aus der verhafteten jungen Knaben Physiognomie, Konstitution, Temperament, Reden, Alter, Gesicht und andern notwendigen Umständen und Zeichen nichts bemerken und schließen können, daß ein defectus oder laesio mentis (Mangel oder Verletzung des Geistes) vorhanden, sondern daß sie zu ihrem Alter nur zu verständig, klug und arglistig seien.“ Namentlich an Paul Schwanus will er eine gewisse Verschlagenheit wahrgenommen haben. Vorsichtig waren die Geistlichen, von denen, wie die Akten melden, ein Bericht nicht hat zur Stelle geschafft werden können, „weil sie solchen, obwohl sie die Knaben besucht, von sich zu geben Bedenken getragen, aus Ursachen, daß dergleichen zuvor nie geschehen.“

Die Akten wurden nun nach Leipzig an die juristische Fakultät gesandt, und diese war bald mit ihrem Urteil fertig. Sie erkannte zwar an, daß Paul Schwanus allerhand Zaubersündel erzählt, die bei geschehener Nachfrage nicht bestätigt worden wären, daß auch

Durch seine Zaubereien nachweislich niemand ein Leid widerfahren wäre und „in dergleichen peinlichen Sachen“ der Jugend etwas nachzusehen sei, aber da er nach eigener Aussage die Zauberei erlernt, Gott beschworen, allerlei Hexenprozesse mit Mantelfahren und Befuchung der Länze verübt und andere Knaben zu gleichen Handlungen verführt habe, „so wird jetzt erwähnter Paul Schwanus solcher Verbrechen wegen, wofern er deroelben vor peinlichem Halsgericht nochmals geständig, vermöge göttlicher und weltlicher Rechte, im Begehren seiner mitgefangenen Gesellschaft mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht und der tote Körper beneben allen Zauberbüchern, Salben, Schmierern, Pulver und dergleichen öffentlich verbrannt.“

Das ist denn in der Tat auf dem Markt in Koburg geschehen. Mit seinen Genossen verfuhr man glimpflicher. Sie mußten der Exekution beizunehmen, nachdem man ihnen verkündet hatte, sie würden die gleiche Strafe erleiden. Nach dieser fürchterlichen Qual wurden sie mit Nuten gezüchtigt und unter Verwarnung laufen gelassen. Ueber die Möglichkeit des Mantelfahrens aber haben sich noch im achtzehnten Jahrhundert gelehrte Männer den Kopf zerbrochen.

Elektrische Straßengüterzüge.

Bei den Beratungen des Eisenbahnetats im preussischen Abgeordnetenhaus stehen die Kleinbahnen im Vordergrund des Interesses. Aus allen Gegenden des Staates liegen jedes Jahr zahllose Eingaben um Bahnanschluß vor, und jedes Jahr muß die Mehrzahl dieser Gesuche abschlägig beschieden werden, da die Ausführung wegen ungenügender Verkehrsbedichte ganz unrentabel wäre.

Diese Misere ist nicht neu, und schon manches Mal hat man von Fortschritten der Technik allzu hoffnungsfreudig Besserung erwartet. Als die elektrischen Straßenbahnen anfangen sich einzubürgern, hat man von ihnen gehofft, sie würden dazu helfen, entlegene Gegenden ohne große Anlagekapitalien an den Verkehr anzuschließen. Das hat sich als ein Irrtum erwiesen, die Straßenbahnen sind vorwiegend an den Personenverkehr der Großstädte gebunden und werden es bleiben, es ist aber der Güterverkehr, die Möglichkeit eigene Produkte fort- fremde herauszuschaffen, wonach in erster Linie verlangt wird. Es gibt in Deutschland viele Gegenden, deren Bodenverhältnis durch moderne Hilfsmittel, Kalkstickstoff, Landwirtschaftsmaschinen usw., auf das Mehrfache gesteigert werden könnte. Da aber Pferde und Wagen die Lasten und Entfernungen nicht bewältigen können, fehlt die Grundlage solcher Verbesserungen, die Absatzmöglichkeit. Eine Kleinbahn zu bauen ist ein Ding der Unmöglichkeit, die Gütermassen treten ja nur den kleinsten Teil des Jahres auf, und die mittlere Verkehrsbedichte reicht nicht entfernt zur Verzinsung des Anlagekapitals aus. Die Verkehrstechnik steht hier vor einem der Lösung noch harrenden Problem.

Ähnlich wie von den Straßenbahnen erwartete man das Heil von den Automobilen, als diese zu greifbaren Erfolgen gelangten. Trotz der hohen, kaum voraussehenden Entwicklung der Kraftwagentchnik ist diese Erwartung aber nicht erfüllt worden. Auch die Kraftwagen haben ihre besten Erfolge im Großstadtverkehr erzielt, als Droschken und Lieferwagen, im Verkehr von Ort zu Ort haben sie wenig geleistet. Die von der bayerischen Postverwaltung eingerichteten Automobillinien haben zwar eine Verzinsung von 5 Prozent ergeben, das ist aber nur durch äußerst mäßige, jedenfalls ungenügende Abschreibungen möglich gewesen. Und Lastkraftwagen, deren Betriebskosten stets die von Pferdewerkzeugen übersteigen, haben sich bisher nur in solchen Fällen bewährt, wo die größere Fahrgeschwindigkeit (Vergrößerung des Absatzbezirkes) und die erhöhte Tagesleistung allein schon genügenden Vorteil gewähren. Von den 350 großen Lastkraftwagen, die in Deutschland in den letzten zwei Jahren gekauft wurden, sind allein 146 Vierwagen. Eine Verminderung der Betriebskosten ließ sich freilich durch Mitführen eines Anhängewagens erreichen, und dies bildet auch den Anlaß, von dem eine aussichtsreiche Entwicklung des Verkehrs wesens ihren Ausgang genommen hat. Doch darüber später.

Die Ausführungen zeigen, daß uns ein Bindeglied zwischen dem Massenverkehr dienenden Schienenfahrzeugen und den Straßentransportmitteln fehlt, denn diese dienen einem örtlich beschränkten und vielfachen Sonderbedingungen unterworfenen Kleinverkehr. Die Anwesenheit dieser beiden Verkehrssysteme ist durch die Wirtschaftlichkeit bedingt, und die Lücke, die da klafft, ist gewaltig. Bei den Eisenbahnen einen Kostenaufwand von wenigen Pfennigen für die Beförderung einer Tonne über einen Kilometer (kurz 1 Tonnenkilometer), bei den anderen ist man zufrieden, wenn die Betriebskosten die unserer Altvordern — 30—40 Pf. pro Tonnenkilometer — nicht überschreiten. Der geringe Kostenaufwand bei den Schienenfahrzeugen ist die Folge der guten Fahrbahn, diese erfordert aber gerade die hohen Anlagekapitalien, überdies bindet sie den Verkehr an bestimmte Linien. Das bewegliche Straßentransportmittel, das dem Verkehr folgen und sich seinem Wechsel anpassen kann, wird daher trotz der hohen Betriebskosten unentbehrlich bleiben. Es muß nur aus ihm durch Aus- und Umgestaltung eine Bauform höherer wirtschaftlicher Brauchbarkeit entwickelt werden und die Schienenfahrzeuge zeigen uns den Weg, der einzuschlagen ist. Je größer die mit einer Fahrt beförderte Last, um so geringer werden die Betriebskosten, an Stelle der Straßentransportmittel müssen also Straßenzüge treten.

Die Versuche, solche Straßenzüge zu konstruieren, sind so alt wie die Eisenbahnen. Trotz aller bisherigen Mißerfolge zwang die

Notwendigkeit zur Wiederholung der Versuche; im Jahre 1802 erließen die preussischen Ministerien ein Preisausgeschrieben auf eine derartige Vorspannmaschine, damals konnte man höchstens etwa 10 Tonnen Nutzlast und 6 Kilometer Geschwindigkeit erzielen, denn die Maschinenwagen wurden schon zu schwer und griffen mit ihren Kreisleisten und hohen Radrücken die Straßenbede sehr stark an. Inzwischen sah man ein, daß das Vorspannprinzip der Eisenbahnen hier nicht anwendbar sei, da bei dieser die ganze Kraft, die vom Zuge auf die Fahrbahn ausgeübt wird, an einer Stelle, unter der Lokomotive, konzentriert ist, die Straße ist aber zur Aufnahme eines solchen Druckes nicht widerstandsfähig genug. Nur der Antrieb vieler Räder kann zum Ziele führen. Nicht nur an den Rädern des Kraftwagens sondern auch an den der Anhängewagen müssen Triebkräfte wirken. Die Leistung der Kraftmaschine muß also nicht nur auf die Räder des eigenen Wagens sondern auch auf die der Anhängewagen übertragen werden.

Diese Uebertragung kann sowohl mechanisch als auch elektrisch erfolgen, doch hat die elektrische Uebertragung auf der ganzen Linie gesiegt. Straßengüterzüge mit mechanischer Uebertragung sind für 20 Tonnen Nutzlast und 8—10 Kilometer Geschwindigkeit, solche mit elektrischer Uebertragung für 30 Tonnen Nutzlast und 12—16 Kilometer Geschwindigkeit ausgeführt worden.

Wenn auch naturgemäß eine längere Betriebspraxis noch mancherlei Anstände ergeben wird, so kann das Problem doch als gelöst betrachtet werden. Es ist also zu erwarten, daß bald allgemein die Straßenzüge als Bindeglied zwischen Kleinbahnen und Lastfuhrwerken sich einführen werden. Auf dem Kraftwagen dieser Züge wird ein Benzin- oder Kohölmotor stehen, der eine direkt gekuppelte Dynamomachine antreibt. Dieser Strom wird durch biegsame Kabel den Anhängewagen zugeführt und dient dort zum Antrieb von Elektromotoren.

Man wird natürlich einen Straßenzug regelmäßig auf einer bestimmten Strecke laufen lassen, da ein regelmäßiger Verkehr ersparnisgemäß am befruchtendsten auf den Güterumlauf wirkt. Hat sich infolgedessen der Verkehr so gehoben, daß die Zugfolge immer dichter wird, so werden sich bald die Anlagelosigkeiten eines Gleises lohnen. Dies wird natürlich nur aus breiten Flachschienen bestehen, die in die Straße eingebettet werden, seine Wirkung wird eine Herabsetzung der Zugförderungskosten und daraus folgend des Frachttages sein. Bei weiterer Zunahme des Verkehrs kann auch zur Speisung der Elektromotoren eine Oberleitung gelegt werden, wodurch die Betriebskosten noch weiter vermindert werden. Der Kraftwagen findet dann nur noch auf Strecken ohne Oberleitung Verwendung.

Nachdem uns die Technik dieses Beförderungsmittel in relativer Vollkommenheit zur Verfügung gestellt hat, ist es möglich, Verkehrslinien mit geringen Kapitalien zu eröffnen und sie proportional der Zunahme des Verkehrs auszubauen. Je nachdem die Verkehrsbedichte im Jahresdurchschnitt auf einzelnen Linien höhere Anlagekapitalien lohnend macht, werden Verbesserungen getroffen, die eine Verminderung der Betriebskosten und der Frachttage ermöglichen, was wiederum belebend auf den Verkehr einwirkt. Von den hohen Kosten des Zugbetriebes anfangend, gelangt man so zu immer niedrigeren Sätzen und kann im Grunde genommen allen Stufen des Verkehrsbedürfnisses gerecht werden, bis eben eine solche Verkehrs Zunahme eingetreten ist, daß sich der Bau einer Kleinbahn rentiert.

Das neue Verkehrsmittel kann namentlich für die schwächer bevölkerten Landesteile Deutschlands zu äußerst segensreicher Wirksamkeit gelangen. Es kann Gegenden, in denen bisher nur ein isolierter Güteraustausch stattfindet, an den großen Verkehr anschließen, ihnen die Wertverwertung ihrer Produkte ermöglichen und sie wiederum mit den modernen Hilfsmitteln einer rationellen Wirtschaft versehen. Nicht zu vergessen ist auch, daß solche regelmäßig verkehrenden Straßengüterzüge — mit Oberleitung — für die vielfach geplanten oder im Bau begriffenen Ueberlandzentralen recht wertvolle Kunden werden können.

Die Macht an deutschen Küsten.

Mit ichteren Schneestürmen hat der April an unseren Küsten eingezogen, Segelschiffe sind von der jäh entfesselten Kraft der Winde überfallen worden und gestrandet, und noch weiß man nicht, wie viele Fahrzeuge vielleicht in Seenot an unseren Küsten treiben. Auch auf hoher See kann der Sturm den Schiffen gefährlich werden; überkommende Wellen beschädigen Deck und Lukenbeschlässe, Seegang und Wind können Maschine oder Takelage zerstören. Doch die härtesten Proben müssen unsere Seelente bestehen, wenn der Sturm sie in der Nähe der Küste trifft und der Born der herrischen Elemente die schwachen Gebilde aus Menschenhand auf Riffe und Untiefen schleudert. Aber der Menschengeist simt unablässig auf neue Mittel, den Naturmächten zu trotzen, und gegen früher ist auch bei schlechtem Wetter die Annäherung an die Küste gefahrloser geworden. Die auf bestimmten Stationen vor Anker liegenden Feuerschiffe, die nachts als Leuchttürme dienen und meistens auch mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet sind, zeigen schon weit draußen vor der Einfahrt dem bedrängten Schiffer den Weg; je näher er dem Hasen kommt, je enger das Fahrwasser wird, um so genauer ist die sichere Bahn vorgezeichnet. Die eisernen Schwimmtörpe-

der Bojen sind in Zwischenräumen von einer Seemeile verankert und geben die Grenzen der Fahrwinde an. An allen deutschen Küsten sind längs der rechten Grenze des Fahrwassers die roten Spieren ausgelegt, die stangenförmigen Bojen, während auf der linken Seite die kegelförmigen schwarzen Bojen den Wasserweg flankieren. Zwischen den Reihen roter Spieren und schwarzer Tonnen sucht das Schiff seinen Weg; bei Tage und sichtigem Wetter ist die Einfahrt verhältnismäßig leicht, obgleich natürlich die Strömungsverhältnisse, die Steuereigenschaften des Schiffes und andere Umstände die Sache komplizieren.

Aber schwierig und gefährlich wird, wie der Seemann sagt, die „Anregelung“, wenn Nebel und Nacht den Ausblick hemmen. Manche Bojen, die an einer Biegung des Fahrwassers oder bei gefährlichen Untiefen liegen, sind allerdings nachts beleuchtet oder geben selbsttätig Glockensignale; auch Waken und Feuertürme mit verschiedenfarbigem Licht helfen dem Seemann die Richtung finden. Doch in unbekanntem Revieren nach solchen Merkmalen den richtigen Kurs zu steuern, ist eine sehr schwierige Aufgabe, und um sein Schiff nicht in unnütze Gefahr zu bringen, pflegt sich jeder Kapitän eines ortskundigen Helfers zu bedienen. Der Lotsie fährt den eintommenden Schiffen nach draußen entgegen, um an Bord zu gehen und die Steuerung zu übernehmen. In den preussischen Ostseehäfen sind die Lotsen Staatsbeamte mit festem Gehalt, an den großen Flußmündungen der Nordsee aber wirken sie als freie, wenn auch unter staatlicher Aufsicht stehende Gewerbetreibende, und die meist in fogenannte Lotsengesellschaften organisiert sind, dienen die zum Lotsenbetriebe notwendigen Fahrzeuge usw. gehören. Sie beziehen für das Ein- und Auslaufen eine nach dem Tiefgang oder der Größe des Schiffes bemessene Gebühr, die in eine gemeinsame Kasse fließt. Mit ihren Fahrzeugen, den Lotsenschunern, treiben die Nordseelotsen weit draußen auf See, bei Nordorney, Wangeroo, Weier- und Elbe-feuerschiff um Schiffe, die das Lotsensignal zeigen, zu besetzen. Die Gefährlichkeit, Anstrengung und Verantwortung des Lotsenberufes sind groß und aufreißend, besonders zu der stürmischen Winterzeit; denn der Lotsie muß vom Schuner aus mittels eines kleinen Bootes nach dem zu besetzenden Schiffe fahren; erst vor einigen Jahren ist das Boot eines Geestemülder Lotsenschuners vom Seegang unter den Kiel eines Dampfers, den es besetzen wollte, gedrückt worden; wie durch ein Wunder kam das Boot auf der anderen Seite des Dampfers wieder zum Vorschein, ohne daß einer der Insassen verletzt worden war.

Auch der Gefahr eines Zusammenstoßes sind die Lotsenfahrzeuge, da sie sich immer in der belebtesten Schiffsfahrtsstraße aufhalten müssen, besonders ausgesetzt; in einer dunklen Februarnacht dieses Jahres ist der Lotsenschuner „Erzogroßherzog Nikolaus“ bei Wangeroo von einem griechischen Dampfer in den Grund gebohrt worden; mit Mühe rettete sich die Besatzung in ihr Boot. Uebrigens hatte das Ereignis, das leicht einen tragischen Ausgang hätte nehmen können, ein komisches Nachspiel. Die Versicherer des Lotsenschuners wollten den griechischen Dampfer, der zur Kohlenaufnahme Embden anließ, haftbar machen, doch als sie glücklich einen gerichtlichen Arrêtsbefehl in Händen hatten und der Gerichtsvollzieher mit diesem zum Hafen kam, um, wie der Ausdruck heißt, das Schiff „an die Kette zu legen“, da war der Dampfer eine halbe Stunde vorher abgedampft. Er wird sich hüten, je wieder einen deutschen Hafen zu besuchen.

Die Lotsenschunere sind durch eine besondere Takelage und Flaggenführung, bei Nacht durch besondere Lichter, kenntlich, und am Anstrich und anderen Merkmalen kann der Schiffer schon von weitem ausmachen, ob er einen Lotsen von der Ems, Elbe oder Weser vor sich hat. In der Ostsee mit ihren einfacheren Fahrwasser-Verhältnissen und geringerem Schiffsverkehr pflegen die Lotsen nicht auf der See zu liegen, sondern erst, wenn der Ausguck von dem Lotsenturm die Annäherung eines Schiffes meldet, in See zu gehen. Im Kriegsfall werden alle die Einrichtungen zur Bezeichnung der Fahrwinde sofort eingezogen oder außer Betrieb gesetzt. Die Bojen werden weggenommen, die Feuer ausgelöscht, der Lotsendienst eingestellt. Der Leuchtturm hoher Weg in der Wejermündung trägt noch heute Spuren solcher Maßregeln, denn als im Jahre 1870 der funktvoll gebliebene Beleuchtungsapparat aus dem Sturm entfernt wurde, brachen einige Facetten aus. D. S.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Schulansätze — Schundliteratur. Bei den lauten und nur allzu berechtigten Klagen über Sünden und Verfehlungen der Schule, besonders der Volksschule, wird nicht selten nur an den pädagogischen Unfug des Religionsunterrichts gedacht. Häufig genug begegnet man der irtümlichen Auffassung, alles sei in bester Ordnung, wenn mit dem schulmäßigen Religionsdrill ausgeräumt würde. Aber schlimme Schulfehler entdeckt man auf allen Gebieten — das hängt aufs engste mit dem System zusammen. Die Schule ist immer noch Lernschule, das heißt Abdrüchtungs- und Dressuraufstalt. Der so oft mißbrauchte Satz „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir!“ ist nichts anderes als eine verlogene und wertlose Phrase.

Schon die eine Tatsache, daß es der Schule in acht langen Schuljahren nicht gelingt, der Jugend das wertvolle Kulturgut der

Muttersprache in seiner Reinheit, seinem Reichtum und seiner Schönheit zu übermitteln, enthält ein vernichtendes Urteil des Schulsystems und der Schulmethode. Mit hingebender Verzweiflung wird in der Schule dürre Regel-Grammatik gepaukt; Mittelpunkt des Deutsch-Unterrichts ist meistens die Feyer- und Feyerchen-Literatur des Lesebuches; der Schulaufsatz ist Lehrern und Schülern Qual und Marter. . . . Und alle Liebesmühe und alle Arbeit bleibt fast fruchtlos. Die Schuld liegt nicht etwa an den Lehrern, sondern an dem System, an dem trotz aller Angriffe mit seltener Beharrlichkeit festgehalten wird.

Auf diese Tatsachen verweist jetzt ein tapferes Buch zweier Hamburger Lehrer mit eindringlicher Schärfe: „Unser Schulaufsatz — ein verkappter Schundliterat“. (Ein Versuch zur Neugründung des deutschen Schulaufsatzes für Volksschule und Gymnasium, von Adolf Jenien und Wilhelm Lamszus, Verlag von Alfred Janzen, Hamburg 1910).

Der Wert des Buches erschöpft sich nicht darin, daß es das alte Klage lied über die Unfruchtbarkeit der üblichen Schulaufsatzmethode wiederholt und auch nicht darin, daß es gangbare Wege zur Umgestaltung und Besserung aufdeckt, sondern sein Hauptvorzug liegt darin, daß es unwiderstehlich temperamentsvoll geschrieben ist. Sein besonderer Wert liegt in der besonderen Form der Darstellung. Seine Gedanken sind mit ähnlicher Tendenz auch schon von anderen, die das Elend des deutschen Schulaufsatzes am eigenen Leibe verspürt haben, ausgesprochen worden: eigenartig ist seine Methode, durch Beispiel und Gegenbeispiel zu überzeugen.

In ihrem Vorwort sagen die Verfasser, ihr „schlimmes“ Buch sei im Kampfe geworden, darum wehe ein polemischer Atem hindurch. Und kennzeichnend sind auch die Sätze, mit denen es abschließt: „Nicht davon wollen wir reden, wie wir auf unserem Wege Spott und behördliche Beringschätzung fanden. . . . Es ist eine nur allzu bekannte Tatsache, daß pädagogische Reformbestrebungen ihren schlimmsten und zähesten Gegner an schulmeisterlichem Unfehlbarkeitsdünkel finden.“

Und allerdings gehen die Verfasser gerade mit dem schulmeisterlichen Pflaßentum unerbittlich ins Gericht. Sie haben vor Autoritäten so wenig Respekt, daß sie sie schonungslos in ihrer jämmerlichen Kläglichkeit und Hilflosigkeit enthüllen. Es klingt wie vernichtende Anklage, wenn sie schreiben:

„Fester als je klammert sich die zünftige Aufsatzmethode an das Stilmuster, und fruchtbarer als je bewegt sie sich in dieser grotesken Umarmung, um hoffnungsloser als je Schund zu gebären. Schund, so schlimm und so rüde, so hohl und so impotent, wie er jemals nicht auf dem letzten Biß zu finden ist, nur daß er aus klassischen Stoffen unter der Aufsicht des Lehrers fabriziert und von ihm abgestempelt zur Welt gebracht wird.“

Der Nachweis, daß die berichtigten „Aufsatzmuster“ und Aufsatzrezepte, diese fatalen Feilsbrücken für Gedanken- und ideenarme Schulmeister aus der Fabrik schreibwütiger schulmeisterlicher Unfähigkeit zu 99 Proz. größter, schlimmster und blödesten Schund sind, gelingt den Verfassern geradezu glänzend. Man wird vor Schauder und Ekel geschüttelt, wenn man z. B. aus einer Aufsatzanweisung von einem Göttinger Rektor folgende Kostprobe einer „Bearbeitung“ von Goethes Erlkönig genießt: „Der Vater, der die Dinge mit festem Verstande betrachtete, versuchte es nochmals, dem Knaben die angebliche Erzählung auszureden, und machte ihn darauf aufmerksam, daß die vermeintlichen Töchter des Erlkönigs nichts weiter seien als der Schein der alten Weiden!“

Man kann den Verfassern nur aus vollstem Herzen beipflichten, wenn sie meinen: „Man muß es selber erfahren haben, wie der Respekt vor der Dichtung durch die Schule geraubt wird, um das ganze Elend erfassen zu können. Es wird nicht besser damit, solange die Kunst zu landläufigen Plattitüden erniedrigt und zur Aufgabensammlung der Unmündigen degradiert wird.“

Ihre Forderungen, die das Bessere weisen, um das Schlechte zu ersticken, kleiden die Verfasser in folgende Sätze: „Es gilt, die ganze natürliche Welt, die innere und äußere, dem künftigen Aufsatz zu erobern. Der gestaltende Aufsatz nach dem Leben, der natürliche Aufsatz, ist die methodische Grundlage des Sprachunterrichts. Vom Holenmay bis zum Primaner und höher hinauf werden künftig die Schulkraftsteller ihre Umgebung in ihre Feder zwingen, und der Ergebnisaufsatz der Kleinen wird sich zum eigentlichen Beobachtungsaufsatz der Großen vertiefen und verfeinern. Sie werden, der verwöhnte und vertiegtene Gymnasiast wie der Vorschüler, sie werden beide, was sie erlebt und was sie sahen, zunächst nichts weiter als dieses Still funkelnde Sein ebenso funkelnd, wie es war, in die schwarzen Zeichen zaubern. Auf dieser Grundlage werden sich alle anderen Stilformen erheben und in die Weite schwingen, um immer wieder zu ihr, als ihrer Nährmutter zurückzukehren.“

Zukunftsmusik?

Das ist das wertvollste an dem Buche der beiden Hamburger Lehrer: daß es weit über die engen Grenzen seines besonderen Stoffgebietes hinaus reicht. Jeder Einsichtige fühlt, daß der ganzen Schule eine andere Grundlage gegeben werden muß, wenn neues und reiches Leben aus ihr blühen soll; daß die Voraussetzung: Umwandlung und Umgestaltung der Lern- und Dressurschule zur Erziehungs- und Arbeitsschule! lautet, wenn jener verstaubte und unfruchtbare Geist aus ihr vertrieben werden soll, der nicht lebendig macht, sondern ersticht, ertötet und erwürgt. F. D.